

# Meine Reise ins Wolkenkratzerland [Teil 3]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **40 (1935-1936)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-313154>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Meine Reise ins Wolkenkratzerland (III)

### 3. Im Neuland Amerika - New York

Dass Amerika das Land der Superlative ist, lerne ich bereits am ersten Tage. Alles ist hier am schnellsten, am grössten, am längsten, am lautesten. Kaum bin ich im Eiltempo im wirklich fabelhaft komfortablen Hotel Mc Alpin (ich kann es allen Kolleginnen empfehlen!) etabliert, so führt mich meine amerikanische Kusine auch schon auf den höchsten Wolkenkratzer der Welt, das Empire State Building. Es ist ein Stahlgebäude 400 m hoch und hat « nur » 102 Stockwerke! Drei Expresslifts führen in ein paar wenigen Minuten in die Höhe. Der Ausblick von der Turmterrasse ist allerdings überwältigend und lässt sich kaum beschreiben. Rings um uns ragen die hellen weissen, gelben oder rosaroten Wolkenkratzer, viele mit grünen Kupferdächern, in die Luft - tief, tief unten laufen die schnurgeraden Strassen, die Längsstrassen oder Avenues, die Querstrassen oder Streets, alle sind numeriert. Die Autos und Trams sehen wie Kinderspielzeuge aus, die Menschen wie Ameisen. Ein grosser grüner Fleck ist der Central Park. Weit draussen sieht man das blaue Meer, dann die beiden Flüsse wie Bänder, den East River mit den vielen Brücken und den Hudson mit den unzähligen Docks, in welchen, wie brave Kühe im Stall, die grossen Schiffe liegen. Meine « Britannic » sieht wie ein Kinderschiffli aus. Ein tiefblauer Himmel, wie man ihn sonst nur in Italien sieht, spannt sich über das Ganze. Es ist eine Symphonie in weiss, gelb, blau, rot, grün, eine unglaublich kühne, eigentümliche Horizontlinie, die einem fast den Atem nimmt. New York hat etwas auffallend Vitales, Frisches, trotz der eigentlich verrückten Häuserformen.

Auch die Menschen haben einen sehr lebendigen, raschen Lebensrhythmus. Alles eilt, rennt, pressiert, jeder scheint einen Schnellzug erreichen zu wollen, und doch ist nichts Nervöses in ihrer Hast wie z. B. in der Großstadt Paris. Die Amerikaner haben dicke Nerven, das habe ich in den vielen Wochen meines Aufenthaltes in U. S. A. zur Genüge erfahren. Was da von den Leuten ertragen wird an Lärm, Hast und Betrieb, ist für unsere Begriffe fast unmöglich. Am Morgen fährt man mit dem Tram, der über grobes Steinpflaster rattert und einen unerträglichen Lärm macht, ins Geschäft, eilt um 12 Uhr in einen Lunch-Room oder ein Automatenrestaurant, wirft in grösster Eile ein paar Sandwiches und einen Ice-Drink in den Magen, rast wieder ins Geschäft, rennt um 5 Uhr heim, zieht sich um, isst wieder in ein paar Minuten zu Nacht, und springt dann los ins Kino, in ein Variété, oder fährt mit dem Auto irgendwohin. Spät nachts kommt man heim, früh morgens muss man wieder aufstehen. Das geht so Tag für Tag, und die Leute scheinen nie müde zu sein. Uns Europäern fällt es schwer, uns anzupassen. So gerne sässe man mal gemütlich am Mittagstisch, plauderte man am Kamin wie in England, läse abends ein gutes Buch. Aber nein! Tempo, Tempo! Die ewige Hast und Unruhe der Amerikaner zeigt sich auch darin, dass in allen Wohnungen Schaukelstühle sind. Kaum lässt man sich ahnungslos in einen Sessel nieder, will ein wenig ausruhen - bums fällt man nach hinten und mit Schwung wieder nach vorn! Wie ich diese Stühle hasste! Sogar in den reizenden Weekendhäuschen sind im Freien statt der Bänke aufgehängte Sofas, in denen 3-4 Personen bequem wackeln können, und nachts schläft man in Betten, die an Ketten befestigt sind und immer schaukeln, so dass man glaubt, man sei auf einem Schiff! Steigt man in einen Taxi, gleich brüllt einem eine laute Stimme

den neuesten Matchbericht in die Ohren, dass man entsetzt zusammenfährt: es ist ein Lautsprecher, der im Auto befestigt ist und dafür sorgt, dass man ja keinen Moment zu sich selber kommt!

Ob nicht diesen so vitalen Menschen etwas abgeht? Die innere Ruhe, das Stillesein, das Horchen? Vielleicht ein wenig – die Seele? Doch ich greife vor! Noch bin ich ja in New York, eile kreuz und quer durch diese einzigartige Stadt, die man nie vergisst. Ich betrachte die prächtigen Villenviertel der Reichen am Hudson, fahre mit der Hochbahn durch die Negerviertel und wundere mich darüber, wie gesund und sauber die meisten der schwarzen Bewohner aussehen. Ich genieße eine herrliche vierstündige Rundfahrt um die Insel Manhattan. Wir fahren auf dem East River unter 16 Brücken hindurch an den vielen kleinen Inseln mit den Spitälern, der Quarantänestation, den Irrenhäusern und Gefängnissen vorbei, aber alle diese Plätze sehen eher vergnüglich aus mit den sonnigen Rasenplätzen, den vielen Blumen und gepflegten Parks. Vom East River fährt das Schiff durch den schmalen Wasserweg des Spuyten Duyvil Creek zum Hudson hinüber und an den Docks und Fähreschiffen vorbei (die letztern sind grosse Boote, in denen viele Autos und Menschen nach New Jersey hinübergebracht werden) zur Battery zurück. Wir besuchen noch schnell das Aquarium und freuen uns an den grotesken Meerfischen und den lustigen Seepferdchen. Aufgefallen ist mir hier, wie auch später bei den Niagarafällen, in Museen, Sehenswürdigkeiten usw., dass nie ein Eintritt verlangt wird (siehe Schweiz!).

Ein andermal besuchen wir Radio-City, den grössten Kino der Welt. Es ist ein Riesengebäude, ganz modern in Farbe und Stil. Die amerikanischen Kinos sind meist eine Art Variété zugleich. Nach den Darbietungen der Akrobaten und Tänzer steigt aus der Vertiefung das ganze Orchester musizierend aus einer Versenkung und verschwindet nach Bedarf wieder. Die Filme, die ich in Amerika sah, sind im allgemeinen schlecht. Eine ungesunde Mischung von süsslicher Sentimentalität, klebriger Sinnlichkeit, oder dann grobe Lustspiele oder neueste Sensationen. Am besten waren die Micky-Mouse Filme!

Ich suchte lange vergebens nach Kirchen in New York. Am Hudson, ja, da war die prunkvolle Gedächtniskirche, die Rockefeller für seine Frau errichtet hatte – aber im Innern der City sah ich keine. Doch als wir einmal durch das Wallstreet-Viertel stadteinwärts gingen, sah ich sie. Diese Kirchen, Trinity Church, St. Peter, St. Paul usw., sind das einzige Alte in dieser Millionenstadt, wenn man 250 Jahre als alt bezeichnen kann. Klein, schwarz, bescheiden und unansehnlich hocken sie inmitten der riesigen weissen Wolkenkratzer. Wie kleine verlaufene Strassenjungen unter lauter riesigen Polizisten sehen sie aus. Die Wolkenkratzer schauen mitleidig hinunter auf die Kirchlein, als wollten sie sagen: « Na, ihr Kleinen, ihr seid hier nicht am richtigen Platz! Wir wollen Geschäfte machen, nicht beten. Aber immerhin, ihr könnt ja bleiben, wir tun euch nichts zuleide, komische Dinger aus einer andern Welt, die ihr seid! »

In einer dieser alten Kirchen verlebte ich die erste ruhige Stunde. Draussen herrschte das verrückteste Treiben – es war 5 Uhr, Geschäftsschluss – hier drinnen zelebrierte ein alter Geistlicher vor etwa zehn Personen. Er musste die Choräle selber singen. Nach dem Gottesdienst stand er vor der Türe und dankte uns mit einem freundlichen Lächeln für den Besuch – und sah selber so deplaciert aus in dieser Geschäftswelt mit dem unheimlichen Tempo – ein feiner alter Mann mit gütigem Gesicht. (Fortsetzung folgt.)